

Dem Lehrpersonenmangel auf der Spur

Interview mit einer jungen Aussteigerin



Sie haben sich an der PH FHNW zur Primarlehrerin ausbilden lassen und anschliessend vier Jahre auf der Primarstufe unterrichtet. Im vergangenen Sommer haben Sie sich jedoch umorientiert und unterrichten seither nicht mehr. Was war ausschlaggebend für diesen Schritt?

Ich habe neben meiner Ausbildung bereits früh mit einem sehr zeitintensiven Hobby im Kunstbereich begonnen, das sich über die Jahre zu einem richtigen Beruf gemauert hat. Während ich bei diesem Hobby immer mehr machen wollte, musste ich die Stellenprozente an der Schule immer weiter nach unten fahren. Die beiden Berufe waren schliesslich nicht mehr miteinander vereinbar und ich musste mich für einen der beiden entscheiden.

Ausschlaggebend für die Entscheidung «Kunst» war vor allem die grössere Freiheit und der niedrigere Stresslevel. An der Schule zu arbeiten hat mir zu diesem Zeitpunkt keine Freude mehr bereitet – die starren Strukturen, unnötige Sitzungsgefäße und umfangreiche Absprachearbeiten mit vielen Parteien haben mich leergesaugt und das Lehren war kein Spass mehr.

Viele Studierende – nicht nur Lehrpersonen – erleben nach der Beendigung des Studiums und der Aufnahme der Berufstätigkeit einen gewissen «Praxis-schock», was bedeutet, dass sich ihr Arbeitsalltag anders darstellt als erwartet. Haben Sie das auch so empfunden?

Da ich während des Partnerschuljahres bereits an der Schule gewesen war, wo ich später angestellt wurde, war es für mich nicht sonderlich schlimm. Ich kannte die Menschen und die Räume, ich hatte einen Rucksack voll mit Erlebnissen, die ich während des Jahres gesammelt hatte,

und ich wusste, worauf ich mich einliess. Allerdings muss man dazu sagen, dass ich auch keine Klassenverantwortung übernommen habe.

Der Berufseinstieg während Corona ist ausserdem nicht repräsentativ, finde ich, da dort sowieso ganz andere Kompetenzen gefordert waren und es für alle ein «Praxis-schock» war, selbst für die «Alteingesessenen». Das hat eine Basis für Verständnis, das Verzeihen von Fehlern und für zusätzliche Erklärungen geschaffen.

Welche Erlebnisse und Eindrücke aus dem Schulbetrieb haben Sie zu der Erkenntnis gebracht, dass Sie diese Arbeit nicht dauerhaft ausüben möchten?

Für mich war es primär das durchgehende Gefühl von Müdigkeit. Ich bekam nicht genug Schlaf, ich hatte schlechte Laune und freute mich selten, zur Arbeit zu fahren. Das kannte ich so von mir nicht und das wollte ich nicht für mein Leben.

Hätten Sie sich von Arbeitgeberseite mehr Unterstützung oder andere Voraussetzungen erhofft und, falls ja, in welcher Form?

Wenn man die Schulleitung als Arbeitgeberin definiert, dann nein. Von dieser Seite wurde mir entgegengekommen, beispielsweise bei der Pensenplanung oder mit Stellvertretungen, wenn es einen unausweichlichen Termin gab.

Wenn man eine höhere Ebene als Arbeitgeberin definiert, dann ja. Die Schulleitung muss ausführen, was vom Kanton kommt. Man wünscht sich als Berufseinsteigerin eine Entlastung oder vielleicht auch eine Anerkennung, dass gewisse Teile des Berufs nicht so wichtig sind wie andere.

Eine Stärkung in Bezug auf Elternarbeit wäre auch dringend nötig. Wenn die Schulleitung nicht richtig mitzieht, dann kann es da extrem schwierig und anstrengend werden, da wünscht man sich, dass einem der Rücken auch auf höchster Ebene freigehalten wird.

Ausserdem muss auf struktureller Ebene etwas passieren, wenn es um zusätzliche Arbeiten (die tollen «Ämtli») an einer Schule geht. Es braucht beispielsweise einen vernünftigen IT-Support, der nicht über normalerweise junge Berufseinsteiger*innen geregelt wird, nur weil sie «Laptops doch so gut verstehen» ...

Den Studiengängen an der PH FHNW wird in den Medien immer wieder vorgeworfen, sie seien zu theoretisch und viele Dozierende verfügen über zu wenig oder gar keine Praxiserfahrung. Wie haben Sie das wahrgenommen?

Das unterschreibe ich so. Als kleine Illustration: Das mit Abstand beste Seminar besuchte ich bei einer neuen Dozentin für NMG im dritten Studienjahr – dort wurden uns jede Woche Arbeitsmaterialien und handfeste Ideen für den Unterricht zu einem bestimmten Thema vorgestellt und wir machten Versuche, die wir mit den Kindern im Klassenzimmer ebenfalls durchführen könnten. Am Ende mussten wir ein Herbarium herstellen und Unterrichtsideen dazu notieren. Die Dozentin bekam dann wegen des Aufbaus und Leistungsnachweises ihres Seminars einen Rüffel, weil das «nicht wissenschaftlich genug» sei, und musste das Programm ändern. Dabei konnte man dort so viel mitnehmen!

Und wie haben Sie die Praktika im Rahmen Ihres Studiums erlebt?

Ich finde, wir haben schon einiges an wertvollen Praxiserfahrungen mitnehmen dürfen. Gerade das Partnerschuljahr hat mir sehr viel gebracht, da man so viel von einem Schuljahr mitbekommt und sieht. Das Basispraktikum kam allerdings zu spät – das wünschte ich mir direkt zu Beginn des Studiums. Ausserdem wurde man dort auch noch nicht richtig gefordert.

Welche Aspekte der bestehenden Ausbildung an der PH FHNW würden Sie gerne ändern und in welcher Form?

Ich habe mit dem Partnerschuljahr sehr gute Erfahrungen gemacht. Eine Ausbildung mit noch mehr begleitender Praxis erscheint mir also sinnvoll – wieso nicht von Anfang an in «Partnerschuljahren» studieren?

Ausserdem muss diese elitäre Sicht auf die Ausbildung abnehmen. Die Ausbildung zur Primarlehrperson braucht keine wissenschaftlichen Arbeiten auf einem solch hohen Niveau. Wer daran interessiert ist, soll gerne in die Forschung, in die Entwicklung oder in eine ähnliche Richtung

im Bildungssektor gehen. Aber für die Arbeit im Klassenzimmer braucht niemand Zitation nach APA, einen Dozenten, der zwar über ein abgeschlossenes Archäologiestudium, aber kein einziges Jahr Unterrichtserfahrung verfügt, oder die neusten Forschungsergebnisse zu einer Studie über den Feminismus im Roman «The Hunger Games» von Suzanne Collins ...

Der Lehrpersonenmangel ist in aller Munde. Lehrpersonen werden dringend gebraucht und gesucht. Wie könnte man die Ausbildung anpassen, um dem entgegenzuwirken?

Ich plädiere für eine Ausbildung, die sich von der Hochschulebene entfernt. Wir brauchen keinen Bachelor, wir brauchen Erfahrung, Entlastung und Anerkennung.

Was müsste sich auf der schulischen Ebene ändern?

Die Elternarbeit schreckt viele Menschen ab. Das inklusive Schulmodell schreckt viele Menschen ab. Die Sitzungsgefäße und Administrationsschlachten schrecken viele Menschen ab. Ich denke, eine Vereinfachung all dieser Aspekte würde etwas bringen. Weniger Sitzungen, mehr Rückhalt bei der Elternarbeit, einfachere Bedingungen im Klassenzimmer (und damit meine ich nicht nur per se die Streuung der Leistungsniveaus in einer Klasse, sondern auch die an einer einzigen Lektion beteiligten Parteien ...).

Sie arbeiten mittlerweile in einem anderen Bereich. Wie geht es Ihnen dabei?

Ich liebe meinen jetzigen Beruf. Ich kann genau zu den Zeiten arbeiten, die mir guttun. Ich bekomme genug Schlaf. Es gibt Punkte, an denen einfach alle Arbeit getan ist und ich nicht noch an den morgigen Tag denken muss. Und wenn ich mich mit anderen erwachsenen Personen absprechen muss, dann sind es welche, die ich mir dafür ausgesucht habe und die meine Werte und Ansichten teilen. Insgesamt habe ich meine Motivation und Freude am Arbeiten wieder gefunden – und das tut extrem gut.

Können Sie sich vorstellen, zu einem späteren Zeitpunkt vielleicht doch wieder in den Lehrberuf zurückzukehren?

Das würde ich nicht ausschliessen. Grundsätzlich mag ich ja das Unterrichten und die Arbeit mit den Kindern, es ist ein Beruf, der gut zu mir passt. Falls das Einkommen mit dem aktuellen Beruf nicht mehr stimmt, ist der sichere Lohn an der Schule natürlich ein weiteres Argument. Ich werde auf jeden Fall ein Auge auf die möglichen Veränderungen im Bildungswesen haben – je nachdem, was dort passiert, würde ich meine Antwort auch nochmals anpassen ...

Der Name der Aussteigerin ist der Redaktion bekannt.